

Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen
Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband
Band: 6 (1953-1954)
Heft: 25

Rubrik: Blick auf die Leinwand

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.05.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BLICK AUF DIE LEINWAND

Dschingis Khan

Produktion: Philippinen.
Regie: M. Condé.
Verleih: United Artists.

ms. Dieser Film verdient einiges Interesse, weil er der erste philippinische Film ist, der meines Wissens zu uns gekommen ist. Er erzählt die Geschichte der Jugendjahre des mongolischen Eroberers. Dschingis Kahn, der kleine Mongolenfürst in der Wüste Gobi, der sich grausam rächt für den Tod seines Vaters, den die Recken eines anderen Stammes meuchlerisch umgebracht haben. Er zieht kämpfend von Oase zu Oase, unterwirft die Stämme, wird zum Großen König in der Wüste und hat sich so die Grundlage für seine Welteroberung geschaffen. Von



Der philippinische Film «Dschingis Khan» hat in Amerika eine ganze Flut von Nachahmungen hervorgerufen. Hier das neueste Produkt: John Wayne als Hunnenkönig Attila im Film «Der Eroberer».

der erfährt man dann freilich nichts mehr. Der Film häuft Brutalitäten, Grausamkeiten, Folterungen, Verfolgungen, Zweikämpfe. Er ist durchaus nicht sympathisch. Eine dramaturgische Entwicklung besitzt er nicht; die einzelnen Szenen sind lose aneinandergereiht, die logische Verbindung zwischen ihnen muß der Zuschauer selbst suchen. Photographisch hingegen ist der Film zum Teil großartig, er ist beklemmend durch eine Atmosphäre des Düstern und Unheimlichen. Dabei aber ist er auf eine sehr naive, einfache Art asiatisch. Stilistisch ist das Bild zweifellos von den Japanern beeinflusst. Darstellerisch wird kaum etwas Besonderes gegeben. Natürlich fesseln die Darsteller durch die Fremdartigkeit ihrer Gesichter, durch die Ungestümheit ihrer Körper, durch die physische Präsenz. Aber was sie spielen, ist erdrückt durch die Charge — die Charge meist der Grausigen, geheimnisvoll Umwitterten. Manuel Condé, der auch Regie führt, spielt die Hauptrolle mit viel Aufwand des Finstern, Sadistischen und Sentimentalen. Wenn man den Reiz des Exotischen abzieht, bleibt von dem Film wenig übrig, das sich lohnte, im Gedächtnis behalten zu werden.

Die Erbin vom Berghof

Produktion: Oesterreich.
Regie: H. Heusler.
Verleih: Elite-Film.

ms. Ein österreichischer Film. Mit Schweizern als Oesterreichern. Und auch sonst unerfreulich. Falsche Tragik. Verlogene menschliche Konflikte. Eine junge Bäuerin, herzynig gemimt von Inge Egger, bringt ihren brutalen Erbbauern um. Recht geschieht's ihm, denkt der Zuschauer, weshalb ist er ein so böser Mann! Sie handelt aus Notwehr. Damit am Schluß, wenn die Sache auskommt, die Gefängnisstrafe nicht allzulang dauern wird. Denn die schöne Erbhofbäuerin muß doch bald wieder frei sein, um den hübschen, biedereren und rechtschaffenen Rechtsadepten aus der Stadt heiraten zu können. Der Rechtsadepte, von Robert Freytag, dem schweizerischen Bühnendarsteller, sympathisch und filmbemüht gespielt, taucht nämlich erst auf, als der Mord schon geschehen ist. Er nimmt die Untersuchung an die Hand, besteht mancherlei Abenteuer mit bösen Schmugglern, die im Tirol ja zuhauf ihr düsteres Dasein fristen, und überliefert diese harten Männer zuletzt der Gerechtigkeit. Aber die Frau, die er liebt, ist auch nicht unschuldig. Dennoch steht er ihr, wie's so schön heißt, liebend zur Seite. Sie ist eine edle Frau, so edel wie er, und der Strahlenkranz ihres Edeltums glänzt schmalzig in die aufnahmewilligen Herzen der ergriffenen Zuschauer. Denn immer noch gibt es solche Zuschauer bei solchen Filmen. Und ihnen kommt es auch zupaß, daß die übrigen Leute im Film lauter ganz schlimme Bösewichter sind, ausgenommen natürlich der Pfarrerherr, den Gretler, der andere Schweizer, nicht edel zwar, hingegen sehr salbungsvoll mimen muß. Die Berge türmen sich sonnenüberhellt und gewitterdunkel empor, Postkarte reiht sich an Postkarte. Und die Oesterreicher lieben das Gerede so sehr wie die Deutschen: es wird deklamiert, es wird rührselig geschluchzt und es wird geflucht, und das alles so, wie es im Lehrbuch für das Heimatspiel steht (im schweizerischen auch).

Der Schatz von Guatemala (Treasure of the Golden Condor)

Produktion: USA, Fox.
Regie: Delmer Daves.
Verleih: Fox-Film.

ms. Ein amerikanischer Film. Mischung aus Wildsüdabenteuern und junkerlichem Adel. Ein Gemensel von Zane Grey und Alexander Dumas. Ein französischer Edelmann, unehelicher Geburt, ist der Held. Sein Vater ist tot, sein böser Onkel führt den gräflichen Namen des Vaters weiter, hält den Buben als Stallknecht auf seinem Schloß, läßt nichts unversucht, in der Welt vergessen zu machen, daß der Junge eigentlich der rechtmäßige Erbe ist. Der brennt, ein kräftiger Mann geworden, durch, flieht mit einem Schatzsucher nach Guatemala, wo sich im Urwaldschungel ein Mayaschatz befindet, den die beiden dann auch finden. Aber zuerst müssen sie die Feindseligkeiten der Indianer und die Unbill eines rächerischen Erdbebens bestehen. Reich geworden kehrt der Jüngling heim, setzt sein Recht durch, verzichtet aber auf seinen Erbsitz, weil die Frau, die er einst liebte, ihn verraten hat. Er lehrt die Menschenrechte, denn wahre Helden werden noch edler als sie es ohnehin schon sind, wenn ihnen Ungemach widerfährt: seine Güter verteilt er unter seinen Untertanen, und so des Reichthums ledig, kehrt er in den Urwald zurück zu den Indianern, wo eine Schöne, die Tochter des Schatzsuchers, auf ihn wartet. Vale Europa!, schluchzt der Film. Wie hast du es doch besser, Amerika. Die Geschichte ist von einer Infantilität, daß einem der Atem dabei stockt. Gespielt wird sie mit ebensolcher Naivität. Die Folklore der Indianer, die als echt ausgegeben wird, ist gestellt und für die Touristen zurechtgestutzt. Die Landschaft als bloße Kulisse aufgenommen. Die Abenteuer haben keinerlei Spannung. Und da wundert sich Hollywood, daß seine Filme sich dem Gelächter preisgeben. Oder doch nicht? Auch bei uns gibt es ja die schlichten Gemüter zuhauf, die so etwas goutieren.

Der Schatz der Sierra Madre

Produktion: USA, Warner.
Regie: John Huston.
Verleih: Warner.

ms. Ein Film von John Huston. Er ist bereits einige Jahre alt und wird nun in Wiederaufführungen gezeigt. Huston hat den gleichnamigen Roman von Traven verfilmt. Solche Themen liegen dem

amerikanischen Regisseur, der vor drei Jahren in Hollywood die Türe mit Knall zugeschlagen hat und nach England «emigriert» ist. Was für Themen? Es wird von drei Männern erzählt, die — in irgendeiner süd-amerikanischen Stadt gestrandet — vor dem Nichts stehen. Sie haben keine Arbeit, kein Geld, kein Dach über dem Kopf. Ist es da nicht vernünftig, nach dem Gold zu suchen, von dem der eine, ein alter Tramp und Goldsucher, behauptet, daß es sich in der Sierra Madre befindet. Sie ziehen los. Finden Gold. Schürfen es. Füllen die Beutel, bis sie prall sind. Kehren zurück. Aber der Goldteufel hat sie gepackt. Mißtrauen hetzt sie gegeneinander auf. Die Gier läßt jeden im anderen den möglichen Feind, den Mörder bei Gelegenheit wittern. Sie hassen einander. Sie bespitzeln sich. Einer wird umgebracht. Die beiden anderen, lüchsisch aufeinander aufpassend, erreichen wieder zivilisiertes Land. Aber die Wüste, die sie zu durchqueren haben, ist noch weit. Sandsturm tobt. Die Maulesel, auf die die Säcke mit dem Gold verladen sind, werden vom Sturm auseinandergetrieben. Die Nähte platzen, der Goldstaub zerrinnt in den Sand, der Wind weht ihn fort. Sand und Gold, wer vermag sie voneinander zu scheiden? Alles ist Staub. Entsetzen, Wut, Selbsterbarmen ergreift die Männer. Und dann ein großes Gelächter, ein höhnisches zuerst, das sich dann in ein befreites wandelt. Ist so nicht das alte, verlorene Vertrauen zurückgekehrt?

Der Film bietet eine Erzählung, deren Gehalt fast dichterisch ist. Der Sinn ist beinahe philosophisch — jene Philosophie der starken Männlichkeit, die ihre Potenz erlebt und begriffen hat, wenn sie sich nur in der Anstrengung, in der Gefahr und in der größeren Aufgabe bewährt hat. Was tut der Erfolg! Nichts. Hauchdünn ist die Linie zwischen Erfolg und Nichterfolg, und wer sich seines Mannestums als eines Aufrufs zur Leistung bewußt ist, dem erscheint diese Linie voller Ironie. Ein Menschenbild der Stärke, einer Stärke im Sinne des Eigenvertrauens. Härte gehört, wo so wie hier die Männlichkeit allein An-



Die drei Goldsucher im Film «Der Schatz der Sierra Madre» von J. Huston. Links Bogart, in der Mitte Walter Huston, rechts Tim Holt.

sehen und Würde genießt, dazu, Männlichkeit kann Kraft und Zartheit bedeuten; beide spielen hinein. Sie ist aber immer, wenn sie sich an die Grenze getrieben sieht, auch Brutalität, Faustgewalt und Mord. Und so auch hier. Zur Männlichkeit dieses Films (es spielt übrigens keine Frau mit, Frauen sind nur da in den verbotenen Gedanken der einsamen Männer in der Wildnis) gehört auch die Landschaft, eine von bleiernem Himmel überglänzte Landschaft, eine feindselige Landschaft, die in seltener Gunst sich öffnet und durch die Wunden dieser Oeffnung den Griff nach dem Edelmetall erlaubt. Dafür aber will sie behutsam behandelt werden. Wie eine Frau will der Berg, der das Gold birgt und freigibt, behandelt werden. Seine Wunden will er wieder geschlossen haben. Aber die Wüste rächt sich. Sie ist feindlich stets und gegen alle. Eine Landschaft von unermeßlicher Weite, in der der Mensch sich verliert und verirrt, wenn er nicht die Kraft des Selbstvertrauens besitzt. Aber das Selbstvertrauen mag so groß sein wie immer, auch das stärkste bröckelt allmählich ab. Und wer zurückkehrt und seinen Weg bedenkt, gesteht, daß er froh ist, das nackte Leben gerettet zu haben. Hin das Gold, hin der erträumte Reichtum. Wieder stehen die Männer vor dem Nichts.

Huston hat den Film im ganzen packend gestaltet. Das Thema wird konsequent durchgeführt. Nicht so konsequent, weil im einzelnen nicht

genügend motiviert, ist die Regie. Besonders die erste Partie des Spiels, die Schilderung des menschlichen Strandgutes in der heißen, schmutzigen Stadt und im Nachtasyl, ist zu lange ausgesponnen, ist im Detail verloren, nicht straff gebunden, und wird bedauerlicherweise etwas zerschwatzt, wie denn überhaupt im ganzen Film viel geredet wird, und geredet werden Dinge, die sich von selber verstehen (die aber auch Schaggi Müller verstehen soll). Die beiden letzten Drittel des Films aber holen nach, was anfangs versäumt wird. Da ist straffe Bildführung, Erlauschen der Landschaft, harte Schnitte, inneres Tempo, ein Rhythmus des Bedrängten, Gehetzten, Verlorenen. Groß ist Walter Huston, der Vater des Regisseurs, in der Rolle des Alten; Tim Holt als der weichere der beiden jungen Männer hat genaue, echte Töne, während Humphrey Bogart leider zu sehr die Charge eines Bärbeißigen her setzt und nur äußerlich mimt, statt innerlich zu gestalten.

Dreamboat (Casanova wider Willen)

Produktion: USA, Fox.
Regie: Cl. Binyon.
Verleih: Fox-Film.

KS. Eine hübsche, wenn auch nicht sehr originelle Persiflage auf das Filmstarwesen und nicht zuletzt auch auf ein gewisses Kinopublikum. Ein würdiger Lateinprofessor an einem ländlichen College gerät in eine heikle Lage, als sich durch das Fernsehen herausstellt, daß er vor 20 Jahren ein gefeierter und unwiderstehlicher Casanova des Stummfilms war, von Frauen umschwärmt. Mit seiner blaustrümpfigen Tochter reist er nach New York, um ein gerichtliches Verbot der Wiederaufführung dieser alten Filme zu erwirken, aber sieht sich gleich wieder von glühenden Bewunderinnen umringt, so daß ihm Hollywood verlockende, neue Verträge vorlegt. Er bleibt jedoch standhaft und gewinnt seinen Prozeß. Inzwischen ist aber der Skandal doch zu stark angewachsen und er von seiner Stelle entlassen worden, was ihn schließlich, nachdem auch seine Tochter unter dem Angriff eines Filmhelden zu schmelzen beginnt, wieder in den Hafen von Hollywood zurückführt, worauf wir noch der Premiere seines neuen Films beiwohnen dürfen. Etwas boshaft, aber nicht hämisch, und mit der den Amerikanern eigenen, glatten Perfektion photographiert und gestaltet, gehört die Wiederaufführung des Films zu den wenigen heiteren Filmerelebnissen in diesem Sommer unseres Mißvergnügens. Der schlechte deutsche Titel braucht niemanden abzuschrecken.

Ferien vom Ich

Produktion: Deutschland, H.-D. Film.
Regie: Hans Deppe.
Verleih: Resta-Film.

KS. Auch in Deutschland liebt man es heute, alte Erfolgsfilme neu zu drehen, ein billiges und bewährtes Rezept. So unterscheidet sich auch diese Verfilmung des seinerzeit bekannten gleichnamigen Buches nicht viel von der früheren von 1934, was allerdings auch damit zusammenhängen mag, daß sowohl Verfasser als Regisseur die gleichen geblieben sind. Neu ist nur die Farbe, und die würden wir hier nicht vermissen. Man hat sie herangezogen, um das Ganze gemäß herrschender deutscher Mode als Heimatfilm aufzuziehen. Es ließen sich so schöne Postkartenbilder aus der Weserlandschaft herstellen, die den Zuschauer sanft in die untödlichen Gefilde des deutschen Gemütskitsches hinüberführen.

Das wäre alles überflüssig gewesen. Denn die Fabel ist nicht unoriginell und böte Möglichkeiten für allerlei originelle Einfälle. Ein reicher Amerikaner stiftet in Deutschland ein Sanatorium, wo jeder mann «Ferien von seinem Ich» soll nehmen können, eine allerdings etwas verschwommene Angelegenheit. Sie besteht darin, daß jeder alles Konventionelle bei sich abschafft, zum Beispiel den eigenen Namen, selbstverständlich auch Titel und Würden, in Deutschland anscheinend keine Kleinigkeit. Auf diese Weise werden nicht nur die gesellschaftlichen Unterschiede beseitigt, sondern der Mensch soll vergessen können, wer er in Wirklichkeit und im Geschäftsleben ist. Der Regisseur hat die komischen Möglichkeiten, die in diesem Stoffe liegen, wohl gesehen, aber nur teilweise und nicht sehr originell gestaltet, dafür aber eine konventionelle Liebesgeschichte hineingeflochten, welche schon durch ihren flachen Dialog das Filmniveau noch weiter herabdrückt. Man hat sich nicht sonderlich Mühe gegeben, wichtige Rollen falsch besetzt, und nur dort, wo man den alten Schwank-Hahnen kräftig aufdrehen konnte, für Liebhaber dieses Genres etwas herausgeholt. Im ganzen handelt es sich um billige Massenware, kaum für bescheidene Ansprüche ausreichend.